

DEUTSCH VON AUSSEN

Bericht von der 38. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache von Anna Volodina

»Nicht der äußere Mensch, sondern der innere hat Spiegel nötig. Man kann sich nicht anders sehen als im Auge eines fremden Sehers«. Als ob es diesem Gedanken Jean Pauls folgen wollte, lockte das Institut für Deutsche Sprache vom 12. bis 14. März Linguisten aus 26 Ländern zu seiner 38. Jahrestagung nach Mannheim, um in der Diskussion mit Germanisten aus dem nichtdeutschsprachigen Ausland einen schärferen Blick auf die eigene Sprache zu gewinnen. Entsprechend dem Ziel, dem interdisziplinären Charakter des Themas und nicht zuletzt dem multikulturellen Teilnehmerkreis war auch der Titel der Tagung formuliert: »Deutsch von außen«.

Die Auseinandersetzung mit den Problemen der anderen hilft bekanntlich, die eigenen zu bewältigen. Ist der Wille da, müsste sich – wie man sagt – auch ein Weg finden. Dass der Blick nur von innen für die Lösung der Probleme in der Germanistik allgemein und im Bereich »Deutsch als Fremdsprachenphilologie« nicht mehr ausreichend ist, machte der dreitägige Tagungsdiallog deutlich. Solch ein Meinungs- und Erfahrungsaustausch erwies sich sowohl für die einheimischen als auch für die im Ausland arbeitenden Germanisten als sehr fruchtbar.

Die Innensicht der Außensicht

In seiner Begrüßungsrede benannte Institutsdirektor **Gerhard Stickel** als Hauptmotiv des IDS für die Wahl des diesjährigen Tagungsthemas die Schärfung der Innensicht durch die Außensicht. Dies helfe, die Beschränkung auf die muttersprachliche Binnenperspektive zu überwinden und schaffe durch den Vergleich die methodisch nützliche Distanz zum Forschungsgegenstand. Um einen ersten Überblick über die Außensichten auf das Deutsche zu gewinnen, schickte der Direktor des IDS ein kleines Präludium voraus – das Ergebnis einer Umfrage mit provokativen Fragen an ausländische Kolleginnen und Kollegen nach Meinungen, Stereotypen und Vorurteilen über das Deutsche und die Deutschen, die in dem jeweiligen Land verbreitet sind. Die meisten negativen Einstellungen und unerfreulichen Wertungen beruhen nach der Meinung Stickels auf über Jahrhunderte tradierten Klischees und auf der mangelnden Kenntnis der deutschen Sprache und ihrer Sprecher. Das Heterostereotyp von der schweren deutschen Sprache gehe eher auf das auch während der Tagung immer wieder angeführte Standardzitat Mark Twains zurück, dass das Deutsche erst in 30 Jahren zu lernen sei – u.a. sei die Wortstellung des Deutschen kompliziert, seine Wörter zu lang und die Aussprache unmusikalisch hart –, nicht aber auf wirkliche Sprachlernerfahrung. Tatsächlich aber wird die »Philosophensprache« von vielen



Prof. Hans-Olaf Henkel, Präsident der WGL

motivierten Lernenden als »schwierig, aber nützlich« bewertet. Über den praktischen Nutzen der deutschen Sprache, ihre Rolle in Zeiten der EU-Ausbreitung und der Globalisierung in der Wissenschaft sprach Staatssekretär **Michael Sieber** in seinem Grußwort an die Gäste der Tagung. Er sehe die Aufgabe des IDS darin, die deutsche Sprache international »vorzuhalten«. **Hans-Olaf Henkel**, Präsident der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz, der auch das IDS angehört, hob in seinem Grußwort die zentrale Bedeutung des IDS für die Germanistik im In- und Ausland hervor.

Nur durch genaue kontrastive und typologische Untersuchungen der strukturellen Eigenschaften des Deutschen im Vergleich zu anderen Sprachen schärft man den Blick für die grammatische Beschreibung der eigenen Sprache. Diese These wurde überzeugend in den Vorträgen des ersten Tages vertreten.

Im Vergleich mit mehreren europäischen Sprachen – vor allem dem Englischen, Französischen, Polnischen und Ungarischen – stellte **Gisela Zifonun** ein mehrdimensionales Bild der Personal- und Reflexivpronomina aus kontrastiv-typologischer Perspektive vor. Den Hintergrund ihres Vortrags bildet das seit Anfang 1999 in der Abteilung »Grammatik« des IDS laufende Projekt »Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich« (Näheres dazu unter <http://www.ids-mannheim.de/gra/eurostudien.html>). Dieses Projekt soll auch einen Beitrag zur Sprachidentität und damit zur kulturellen Identität in Europa leisten. Die neue Betrachtungsweise des Deutschen im Kontrast zu anderen europäischen Sprachen ermöglicht den Linguisten, die grammatische Profilierung des Deutschen sichtbar zu machen und subtile Unterschiede zwischen »Nah«-

Sprachen hervorzuheben. Der mit der Kontrastierung verbundene Verfremdungseffekt kann Gefahren wie z.B. Über- und Untergeneralisierung in der Grammatikbeschreibung vermeiden helfen, fasste die Projektleiterein einen Vorteil dieses Verfahrens zusammen.

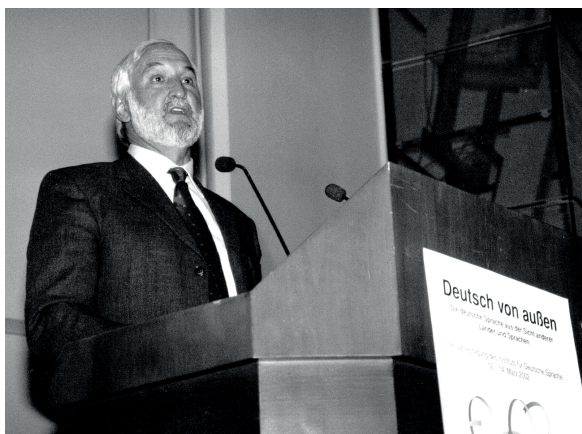
Im ersten Teil seines Vortrags »Faszination der kontrastiven Germanistik DaF« illustrierte **Werner Abraham** (Groningen) die Komplikationen des Deutschen im Vergleich zu anderen germanischen Sprachen mit der in der Sprachevolution entstandenen formalen »Überspezifikation«. Der Vortragende konnte an vielen Beispielen aufzeigen, wie sich z.B. das moderne Englische aus dem dem modernen Deutschen so strukturähnlichen Altenglischen zu einer Sprache mit optimaler grammatischer Durchsichtigkeit entwickelt hat, während das Deutsche seine ursprüngliche Komplexität beibehielt. Die »Vereinfachung« des Englischen sei auch historisch bedingt: das »leichtere« Englisch fördere eine schnellere sprachliche und damit soziale Integration verschiedener Wellen von Neusiedlern auf den britischen Inseln. Im zweiten Teil des Vortrags ging Abraham auf jene Gesichtspunkte ein, unter denen diese »schweren« formalen Eigenschaften der deutschen Sprache entscheidende Vorteile bringen und sie zu einer »leichteren« Sprache machen. So habe zum Beispiel das Deutsche zwar morphologische Redundanzen, sei aber im Vergleich zu einer formunaufwendigen, morphologiearmen, aber versetzungssperrigen Sprache wie dem Englischen syntaktisch flexibler, feingradiger, also intensional reicher.

Geradezu begeistert von der Komplexität des Deutschen, die in besonderer Weise ein Privileg der schriftlichen Kommunikation sei, zeigte sich **Cathrine Fabricius-Hansen** aus Oslo. Was Deutsch als eine relativ kompliziert wirkende Sprache mit »abschreckenden« parataktischen und hypotaktischen Untergliederungen erscheinen lässt, ist ihrer Meinung nach ein Zeichen für die »Reife« dieser Sprache, die vor dem Hintergrund »weniger reifer« Sprachen als schwierig gilt. Ihre These, dass die Beurteilung der Komplexität des Deutschen abhängig von der jeweiligen Muttersprache ist, belegte sie durch einen detaillierten Vergleich von Parallelbeispielen eines deutschen Textes mit seiner englischen und norwegischen Übersetzung. Die im Text widerspiegelte komplexe Logik des Schriftdeutschen wurde in den Vergleichssprachen grammatisch vereinfacht, was durch andere sprachliche Mittel kompensiert wurde: Einzelne längere hypotaktische Gedankengänge werden im Norwegischen in mehreren Sätzen wiedergegeben, die nominalisierten Elemente durch hypotaktische

Strukturen in der entsprechenden englischen Übersetzung ersetzt. Die Frage, ob der Kompromiss zwischen Komplexität und Verständlichkeit im DaF-Unterricht nach dem Motto »Schreib' nicht, wie du sprichst, schreib', wie es dem Leser angemessen ist« überhaupt möglich ist, rief anschließend eine heftige Diskussion hervor.

Germanisten aller Länder ...

Zwei weitere Nachmittagsvorträge des ersten Tages eröffneten eine ganze Reihe »aufklärender« Vorträge von ausländischen Germanisten, die einen besorgten Blick von außen auf die selbstgenügsame inländische Germanistik richteten, deren Forschungsgegenstand durch das europa- und weltweit nachlassende Interesse an der deutschen Sprache und die zunehmende Rolle des Englischen als internationale Kommunikationssprache bedroht ist.



Staatssekretär Michael Sieber, Baden-Württemberg

So bedauerte **Martine Dalmas** (Paris) das gestörte, eher auf nationalem als auf dem historischen Aspekt beruhende Verhältnis der »Marianne« zu ihrem deutschen Nachbarn, das folgenschwere Konsequenzen für die Verbreitung des Deutschen als Fremdsprache in Frankreich hat. Sowohl die germanistische Sprachwissenschaft als auch das Schulfach Deutsch stoßen auf Schwierigkeiten struktureller und ideologischer Art, die sich sowohl auf die traditionell von der Literaturwissenschaft geprägte Germanistik als auch auf die Lehrerausbildung und -weiterbildung

negativ auswirken. Dies führe dazu, dass das ohnehin »elitär schwere« Deutsch als Fremdsprache im französischen Schulsystem in den letzten Jahren zunehmend an Gewicht verliere. An manchen Schulen wird es erst an dritter Stelle nach dem Englischen und Spanischen gewählt, was wiederum zu einem Rückgang der Studentenzahlen, z.B. an der Sorbonne, führt.

Das Problem des Wertverlustes des Deutschen zugunsten des Englischen wurde unter anderem von **Csaba Földes** (Veszprém) aus ungarischer Sicht umrissen. Obwohl Deutsch als erste Fremdsprache in der Grundschule historisch bedingt immer noch stark vertreten ist, nimmt es schon in der Hauptschule nur noch den zweiten Prestigeplatz ein, und zwar hinter dem Englischen, das reichere Eltern für ihre Kinder bevorzugen. Die beherrschende Rolle der englischen Sprache ist nicht zuletzt auf die allmählich sinkende Bedeutung des Deutschen im ungarischen Wirtschaftsleben zurückzuführen: Beim Einstellungsverfahren verlangen auch die deutschen Firmen immer häufiger Englischkenntnisse von ihren Mitarbeitern. Die immer noch verbreitete konservative Methodik des DaF-Unterrichts im Unterschied zu der mehr kommunikativ orientierten des Englischen führe zwar zu ausrei-

chenden Grammatikkenntnissen, eigne sich aber wenig zum Erwerb der Fähigkeit der spontanen Unterhaltung. Die »von Anglizismen besessenen« aktuellen Lehrbücher bereiten nicht nur den Deutschlernenden Schwierigkeiten, sondern auch ihren zum größten Teil nur für eine Fremdsprache ausgebildeten Lehrern.

Die Ausgangssituation für das Deutschlernen in Indien, einem kulturell so vielfältigen und mehrsprachigen Land, unterscheidet sich stark von der Situation in Europa. Viele Inder, die zusätzlich Deutsch oder häufiger sogar Japanisch lernen, sind bereits zweisprachig, berichtete der einzige außereuropäische Vortragende, **Shrishail Sasalatti** aus Neu-Delhi, am zweiten Tag der Tagung über die Lage auf dem Subkontinent. Ein Schwerpunkt der Forschung in der indischen Germanistik ist daher die Untersuchung des Spracherwerbs mehrsprachiger Sprecher. Bedauerlicherweise erwecke das Deutsche ein geringes Interesse bei den Lernenden. Ob Deutsch eine allzu schwierige Sprache für seine Landsleute sei? »Interessant, brauchbar, aber schwierig«, lautete Sasalattis Formel, die wie ein Echo auf die Umfrage Stickels wirkte. Das Haupthindernis für eine Zunahme des Deutschen als Fremdsprache sind aber nicht die Lernhindernisse, sondern die fehlende Motivation. Englisch und auch Japanisch haben hier aufgrund historischer sowie aktueller, vor allem wirtschaftlicher Gegebenheiten einen schwer aufholbaren Vorsprung. Hier könnte allerdings die Politik eingreifen, denn mit der Greencard versucht Deutschland, gerade indische Computerexperten nach Deutschland zu locken – allerdings betreibe Deutschland parallel dazu zu wenig Sprachpolitik.

Daran, dass die Fremdsprachenpflege eine äußerst wichtige politische Sache ist, gibt es keinen Zweifel. Besorgt wirkte der katalanische Germanist **Andreu Castell** (Tarragona), als er die spanische Situation der unzureichenden Förderung des Fremdsprachenlernens schilderte. Weder die Zentralregierung noch die Landesregierungen haben sich in mehr als 30 Jahren für eine klare Fremdsprachenpolitik entscheiden können. Die Folge ist bekannt: Rückgang des Interesses an den Fremdsprachen allgemein, darunter auch am Deutschen, das bisher noch weniger gefördert wurde als das Englische oder das Französische. Auf der Suche nach einem Ausweg aus der Krise rief Castell seine Kollegen auf, in einer gemeinsamen Aktion mit den spanischen Germanisten den Untergang des Deutschunterrichts zu verhindern.

Wie sich variierende politische und kulturelle Beziehungen zwischen Briten und Deutschen auf die Wahrnehmung der deutschen Sprache auswirken, berichtete »vom Teller- rand aus« **Michael Townson** (Dublin). Während das bei den Briten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts positive Deutschlandbild eine wohlwollende Rezeption des Deutschen als einer »hochwertigen, edlen Lektüresprache« hervorrief, scheint für sie nur 100 Jahre später der ästhetische Klang derselben Sprache durch das negative Kriegserlebnis und durch die Karikatur des Deutschen in englischen Kriegsfilmen, in denen die Nazi-Kommandos gebellt werden, für lange Zeit verdorben.

Eine Annäherung an die deutsche Sprache von Rom aus strebte **Guiliana Liebmann Parinello** an. Im Rahmen ihres Vortrags stellte sie ein neues Projekt der Universität Roma Tre dar, in dem ein Einführungsmodul in die germanistische Linguistik für absolute Anfänger entwickelt werde. Die Wissenschaftlerin sieht die Grundlage für das Erlernen des Deutschen als Fremdsprache im Lateinischen als der »Muttersprache« Europas. Diese Grundlage ermögliche ein breiteres Verständnis für lexikalische Aspekte der Gegenwartssprache und eröffne neue Perspektiven in der Vermittlung von interdisziplinären Kenntnissen aus der deutschen Sprachgeschichte, die in diesem Modul in einer neuen europäischen Dimension gesehen wird. Von einem allgemeinen Mehrsprachigkeitsprinzip ausgehend, werden von den Lernenden Latinismen und Italianismen im Deutschen – insbesondere solche Pseudoitalianismen wie »alles paletti« – wie auch Germanismen im italienischen Wortschatz wie »albergo« ausgewertet, um so einen gemeinsamen lexikalischen Boden mit der neuen Fremdsprache zu sichern und dadurch den Lernprozess zu erleichtern.

Die Zweisprachigkeit der Finnen ist seit langem Realität: Neben dem Finnischen ist Schwedisch seit 1917 als zweite Staatssprache eingeführt, die ab dem dritten Schuljahr gelernt wird. Dabei handelt es sich um eine Kombination von zwei morphologisch grundverschiedenen Sprachen: einer agglutinierenden und einer flektierenden. Wie sich einerseits ein starker typologischer Kontrast zu der Muttersprache, andererseits die vertraute Basis des bereits gelernten und mit dem Deutschen nah verwandten Schwedischen auf den Deutscherwerb von Finnen auswirkt, machte in ihrem Beitrag **Irma Hyvärinen** (Helsinki) deutlich. Anhand vieler Beispiele zur Silben- und Wortstruktur im Finnischen und Deutschen zeigte sie unter anderem, dass im Finnischen mehrsilbige Wörter und Komposita viel häufiger vorkommen als im Deutschen. Dieser Vergleich aus finnischer Sicht widerlegt die These von der spektakulären Länge der deutschen Wörter, die in vielen Tagungsberichten aus der Perspektive ganz unterschiedlicher Ausgangssprachen als eines der Lern- und Verstehenshindernisse genannt wurde. Darüber hinaus konnte Hyvärinen an diesem und weiteren, z.B. lautlichen Unterschieden zwischen dem Finnischen und Deutschen aufzeigen, worauf in Finnland bei der Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache zu achten ist.

Die Betrachtung des Deutschen einerseits von innen als Muttersprache – aus der rumäniendeutschen Sicht –, andererseits von außen als Fremdsprache – aus der Sicht des Rumänischen – ist eine Besonderheit der rumänischen Germanistik, die durch die Existenz einer deutschsprachigen Minderheit auf rumänischem Boden in Siebenbürgen und im Banat bestimmt ist. **Speranta Stanescu** (Bukarest) berichtete über die Geschichte der Deutschen, die ihre Kultur und ihre Sprache bis zum heutigen Tag über die Jahrhunderte und über die unterschiedlichsten Systeme hinweg gerettet haben. In ihrem Vortrag wandte sie sich abschließend nicht nur den wichtigen Fragen der Vergangenheitsaufarbeitung der Rumäniendeutschen,

sondern auch der Umorientierung in der Forschung und der Ausrichtung der rumänischen Germanistik seit 1989 zu. Durch die starke Zunahme der Auswanderung der Rumäniendeutschen nach der Wende verschiebt sich der Schwerpunkt vom muttersprachlichen – spielerisch auch DaMF genannt – zum DaF-Unterricht.

In den Beiträgen der ausländischen Germanisten am dritten Tag der Tagung wurde erneut auf den Zusammenhang von Fremdsprachenlernen und -lehren hingewiesen. So nahm **Martin Durrell** (Manchester) die durch »mangelnde Motivation zu Fremdsprachen« klisierten Briten in Schutz: Die von ihm angeführten Statistiken zeigten, dass immer mehr Briten den Erwerb fremdsprachlicher Kompetenzen positiv ansehen. Jedoch sei es schwierig, diese positive Motivation im schulischen Fremdsprachenunterricht umzusetzen: bis zu 90% der Schüler in der 11. Klasse wählt alle Fremdsprachen ab. Durrell sieht einen der Gründe in den zwar informativen, aber funktionsarmen, zu wenig an der gesprochenen Sprache orientierten Übungstexten für Deutschlernende, auf deren Basis der Fremdsprachenunterricht in Großbritannien erteilt wird. »Unsere Schüler wollen Deutsch lernen, wie es gesprochen wird, nicht wie es gesprochen werden soll.«

Zu einer beständigen Kooperation mit ausländischen Germanisten statt des lange Zeit praktizierten »Einweg-Transfers« von Konzepten und Lehrmaterialien in die nichtdeutschsprachigen Länder rief **Hans-Jürgen Krumm** (Wien) die Inlandsgermanisten auf. Die Auslandsgermanistik bietet ihrerseits ein bisher zu wenig genutztes Potenzial auch für die Inlandsgermanistik, vor allem durch eine ausreichende Reflexion über das deutsche Sprachverhalten von außen. Die Frage, wie unterschiedlich die Wahrnehmungsperspektiven auf das Deutsche aus der monolingualen Muttersprachlersicht und aus der Sicht mehrsprachig aufgewachsener Kinder sein können, beantwortete der Vortragende anhand von Zeichnungen, die extra für seine Studie von in Österreich und Deutschland lebenden ausländischen Kindern entwickelt wurden.

Den abschließenden Vortrag zum Problem der Selbstbestimmung der Germanistik im vereinten Europa hielt als Plädoyer für deren Erweiterung zu einer so genannten »Transnationalen Germanistik« **Angelika Redder** aus München. Transnationale Germanistik wurde als Programm unter »Deutsch als Fremdsprache« hinsichtlich der Gegenstände und Praxisbezüge ebenso wie hinsichtlich der Theorienbildung und Methodenentwicklung dargestellt. Die Argumentation Redders umfasste drei Dimensionen, die während des Vortrags ausführlich skizziert wurden: die wissenschaftsgeschichtliche, die wissenschaftssystematische und die wissenschaftspolitische.

Podiumsdiskussion

»Wozu brauchen wir heute eine internationale Germanistik?« – diese durchaus provozierende Frage wurde den

Teilnehmern der Podiumsdiskussion mit dem Ziel gestellt, die internationale Stellung der deutschen Sprache und das Verhältnis zwischen Inlands- und Auslandsgermanistik auf den Punkt zu bringen.

Mit der Ansicht, dass der pseudotransparente Terminus »internationale Germanistik« nur scheinbar die fachliche Einheit der sogenannten Inlands- und Auslandsgermanistik beinhalte, eröffnete **Hardarik Blühdorn** (Mannheim) die Diskussionsrunde. Die wichtige Funktion der nationalen und kulturellen Selbstvergewisserung stelle sich für die Auslandsgermanistik ganz und gar anders dar als für die Inlandsgermanistik. Und auch an die Sprache selbst habe der Nicht-Muttersprachler im allgemeinen andere Fragen als der Muttersprachler.

Regina Hessky (Budapest) sah die Situation wesentlich positiver. Für sie ist internationale Germanistik durchaus sinnvoll. Es handelt sich um ein Kontaktphänomen, eine Erscheinungsform der Kontakte zwischen deutschen und ausländischen Germanisten, die aus ungarischer Sicht leider allzu oft einen einseitigen Charakter aufweist, und zwar zugunsten des Deutschen, statt des wünschenswerten »Gebens und Nehmens« zwischen beiden Kulturen.

Zuvor hatte **Ludwig M. Eichinger** (Kiel) eine einzige Germanistik gefordert, die weder den Inlands- noch den Auslandsgermanisten gehört. Gemeinsam stellt sich ihnen die Aufgabe, die Norm zu pflegen und die Bedeutung des Deutschen in der Welt und des DaF-Unterrichts zu erhöhen. Die so umrissenen Ziele gelten für die Germanistik schlechthin.

»Wohin geht die deutsche Sprachwissenschaft in Italien?« fragte der römische Sprachwissenschaftler **Claudio Di Meola**. Als einen wichtigen Faktor zur Stärkung der internationalen Germanistik nannte er einen vermehrten wissenschaftlichen Austausch mit den deutschen Kollegen. Es reiche nicht aus, nur Sprachwissen zu vermitteln, es müssten Studenten ausgebildet werden, bei denen Interesse und Motivation zu praxisferner und theorienaher Sprachwissenschaft vorhanden sei.

Joachim Umlauf als Vertreter des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes (DAAD) forderte von der Germanistik, sich mehr in das gesellschaftliche Leben einzumischen. Auch wenn der DAAD Hunderte von Lektoren in alle Gegenden der Welt schicke, reiche dieses Angebot seiner Ansicht nach für die stärkere Verbreitung der deutschen Sprache immer noch bei weitem nicht aus.

Für **Christiane von Stutterheim** (Heidelberg) ergeben sich kaum Zweifel am Nutzen der internationalen Germanistik. Das von ihr geleitete Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie betreibt bereits seit geraumer Zeit »Auslandsgermanistik im Inland«. Mit diesem fakultätsübergreifenden Angebot, das der Wissenschaft hervorragende Möglichkeiten zur Durchführung von Forschungsprojekten aus kontrastiver Sicht in enger Zusammenarbeit mit Muttersprachlern aus über 40 Ländern der Welt bietet, verbreitete sie zum Tagungsabschluss einen kaum noch erwarteten Optimismus.

Im Rahmen der Tagung wurde der alle zwei Jahre verliehene Hugo-Moser-Preis, der von dem Mitbegründer und ers-

ten Präsidenten des Instituts für Deutsche Sprache und seiner Frau 1986 gestiftet wurde, an die Nachwuchswissenschaftlerin **Birgit Eckardt** aus Jena für ihr Habilitationsprojekt zum Thema: »Aufgaben und Bedeutungen von Metaphern in Fachsprachen – Bildfelder in der rechtswissenschaftlichen Kommunikation« vergeben. Mit dem mit 12.500 Euro dotierten Konrad-Duden-



Birgit Eckardt, Hugo-Moser-
Preisträgerin

Preis 2001 der Stadt Mannheim wurde in diesem Jahr der Passauer Sprachwissenschaftler **Prof. Dr. Hans-Werner Eroms** ausgezeichnet.

Der Tradition gemäß wurde zum Schluss vom Institutsdirektor das Thema der nächsten IDS-Jahrestagung angekündigt, und zwar werden sich die Linguisten und Linguistinnen dem Thema »Wortverbindungen« widmen, das nicht nur unter lexikographischem Aspekt betrachtet werden soll.

Die Autorin ist wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim und promoviert derzeit in Germanistik an der Universität Heidelberg.

Foto von Frau Eckardt: Privat
Sonstige Fotos: Annette Trabold, Mannheim